

Dirk Baecker (Hrsg.)

Archäologie der Arbeit

Berlin: Kulturverlag Kadmos 2002,
250 Seiten

Copyrights“ nennt sich eine Reihe im Programm des Kadmos-Verlags, das mit Trendvokabeln nicht geizt. So heißt ein Titel „Archäologie der Arbeit“, eine nicht erst von Michel Foucault in Umlauf gebrachte Wissenschaftsmetapher aufgreifend. Lange bevor im Jahre 1969 dessen Werk „L'Archéologie du savoir“ erschien, war schon der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, ein ambitionierter Hobby-Archäologe. Freud verglich die Fragmente des Unbewussten mit den Relikten vergangener Epochen, für die die Verschüttung zugleich Konservierung bedeutet habe und die es zu bergen gelte, sobald man ihnen auf die Spur gekommen sei. „Durcharbeiten“ nannte das der Seelenarzt. Und so gibt es neben der Archäologie der Seele (S. Freud) und der des „Wissens“ (M. Foucault) nun eben auch die „Archäologie der Arbeit“ (D. Baecker). Doch Dirk Baecker, Professor für Unternehmens-

kultur an der Privatuniversität Witten/Herdecke, beruft sich im Vorwort des von ihm herausgegebenen Bandes weder auf Freud noch auf Foucault, sondern auf Christoph Schlingensiefel, der die Arbeitslosen als „Archäologen der Gesellschaft“ bezeichnet hat, weil sie „nach Arbeit suchen“. Indem Baecker sich der Archäologie-Metapher seiner Idole bedient, überbietet er zynisch die Untergangsszenarien, die die seit Jeremy Rifkin geläufig gewordene Rede vom „Ende der Arbeit“ in der Informationsgesellschaft hervorgerufen hat: Im Grunde suggeriert der Titel, der so alltägliche Gegenstand sei eine Materie, die nur noch Objekt der Altertumsforschung sein könne. Die Misere auf dem Arbeitsmarkt treibe, wie Baecker betont, tröstende Diskurse von „Freizeit-“, „Spaß-“ und „Bürgergesellschaften“ hervor, die aus der realen Not eine kommunikative Tugend machten.

Die Vorstellung eines Exports unseres sozialen Sicherungssystems in alle Welt, wie sie als Gegengift gegen die Verwerfungen des schrankenlosen Kapitalismus hie und da gefordert wird, muss utopisch erscheinen, wenn man bedenkt, dass dieses selbst in der reichen Bundesrepublik nicht mehr finanzierbar ist. Schlüssige Konzepte zur Reform hat bislang keine Partei zu bieten. Und so bahnt sich ungewollt ein Kulturtransfer von Süden nach Norden an, der auch in Deutschland den informellen Arbeitssektor mächtig anschwellen lässt.

Dieser Prozess deute sich an im Euphemismus der „Ich-AGs“, wie der Bielefelder Soziologe Manfred Lauer mann nicht ohne Sarkasmus bemerkt. Der Neologismus, Unwort des Jahres 2002, sei nichts anderes als die sprachkünstlerische Umschreibung einer „Brasilianisierung des Westens“ (Ulrich Beck). Diese nimmt Lauer mann zum Anlass, einen genaueren Blick auf die Arbeitswelt des größten Landes Südamerikas zu werfen: „Conta-própria“ heißt in Rio und São Paulo der Kleinstunternehmer, der in Gestalt der Heerscharen von Straßenhändlern und Schuhputzern tradierter Teil des Stadtbildes ist. Aufgrund seiner extremen Spaltung zwischen Arm und Reich werde Brasilien daher auch „Belindia“ genannt: „Belgien“ und „Indien“ in einem. Ein „Modell“ für die Zukunft der Industriestaaten?

Endzeitdiskurs und Zukunftshoffnung liegen dagegen für Baeckers Wittener Kollegen Birger P. Priddat dicht beieinander, wie sein ungleich fröhlicher gestimmter Beitrag „Das Verschwinden der langen Verträge“ zeigt. In gleichem Maße wie der „Zustand der Kontraktlosigkeit mit Unternehmen“ (vulgo: Arbeitslosigkeit) zugenommen habe, sei „freie Arbeit“ produziert worden. „Vir-

tualisierung der Organisationsstrukturen“ bedeute Konzentration der Unternehmen auf das Kerngeschäft bei gleichzeitiger Ausbildung einer „Satellitenwolke des Netzwerks“ zuarbeitender Subunternehmen (vulgo: Outsourcing). Das „Ende der Planstelle“ sei umso profitabler, je genauer durch die Flexibilisierung Kundenwünsche bedient werden könnten. Die „Brasilianisierung des Westens“, vor der Beck warnt, liest sich beim akademischen Privatier Priddat somit als ein Gewinn für die gesamte Gesellschaft.

Nicht zuletzt der verzweifelte Wunsch nach Arbeit war es, der die Atmosphäre für die Aufnahme rechtsradikaler Parolen schuf, wie der Literaturwissenschaftler Werner Hamacher in „Arbeiten Durcharbeiten“ bemerkt, der die nationalsozialistische Vereinnahmung des knappen Guts nachzeichnet. Wurden die Massen unter der Herrschaft der Nazis zu Arbeitern der „Faust und der Stirn“ konditioniert, kennzeichnet eine Rhetorik von „Verarbeitung“, „Aufarbeitung“ und „Durcharbeiten“ das ritualisierte „Abtragen der Schuld“ in den Jahrzehnten danach.

Einer eigentlichen „Archäologie der Arbeit“ am nächsten kommt schließlich der St. Galler Historiker Rolf Peter Sieferle, der in „Gesellschaft im Übergang“ die Transformationsprozesse der Arbeit seit dem Beginn menschlicher Zivilisation im Zeitraffer analysiert und dabei überraschende Details zutage fördert. Das „ancien régime écologique“, so Sieferle in Anlehnung an den Schweizer Historiker Christian Pfister, reicht bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein: Bis vor etwa fünfzig Jahren konnte man auch in den Industriestaaten beobachten, wie Bauern mit Pferd und Pflug in ihre Äcker Furchen zogen. Weitere Beiträge befassen sich mit den Selbstdefinitionen von Arbeitsplätzen unterhalb „aller herrschenden industriellen und politischen Ökonomie“ (Helmut Höge), mit dem Arbeitsethos im gespaltenen Deutschland (Alf Lüdtke) und mit neuen Führungsmethoden in der Automobilindustrie (Roland Springer).

Wenn auch die Autoren ihren Gegenstand von den verschiedensten Blickwinkeln angehen, ihn scheinbar willkürlich aufgreifen und wieder fallenlassen, ähnelt ihr Handwerkszeug in der Regel weniger den Grabbeinen der Maulwürfe, sondern eher den präzisen Begriffssonden der Soziologie. Auf eminent gelehrte Weise bringen die Autoren die allgegenwärtige Ratlosigkeit gegenüber der Zukunft der Arbeit auf den Punkt. In jedem Falle verlangen sie ihren Lesern eine Arbeitsanstrengung ab: die des Verstehens.

Hans von Seggern

